

## Ist meine Stadt (noch) meine Stadt?

von

Klara Obermüller

Als ich ein Kind war, trug *mein* Zürich den Namen Wollishofen. In Wollishofen bin ich aufgewachsen und zur Schule gegangen. In Wollishofen war ich zuhause. In den vierziger und fünfziger Jahren, von denen hier die Rede ist, war Wollishofen ein weitgehend homogenes, kleinstädtisches bis mittelständisches Quartier. Abgesehen vom ärmlichen Haumesser, der herrschaftlichen Bellariastrasse und der linker Gesinnung verdächtigen Werkbundsiedlung im Neubühl, bestand Wollishofen vorwiegend aus älteren Einfamilienhäusern, kleineren Wohnblocks und zahlreichen Genossenschaftssiedlungen, die meist noch vor dem Krieg entstanden waren. Auch ich bin innerhalb einer solchen Siedlung gross geworden.

Darüber hinaus gab es in Wollishofen viele kleine Handwerksbetriebe und Läden, die ich heute noch genau lokalisieren könnte. In der Papeterie am unteren Ende der Albisstrasse kauften wir unsere Schreibwaren, bei Herrn und Frau Glass die Strümpfe und Hemden. Im anschliessenden Merceriewaren-Geschäft pfiff ein Graupapagei den Bernermarsch, wenn die Ladentür klingelte, und bei der Familie Varady am Morgental gab es die Wolle zu kaufen, die meine Grossmutter zu warmen Unterhosen und kratzenden Strümpfen verarbeitete. Für Lebensmittel standen ein Usego, ein Konsum und eine erste kleine Migrosfiliale zur Verfügung, ferner ein Metzger und zwei Bäckereien, von denen die eine bevorzugt wurde, weil die Besitzer reformiert waren. In Wollishofen war man zu jener Zeit mehrheitlich reformiert. Eine katholische Kirche gab es zwar schon, aber die Katholiken waren in der Minderheit, und ihre Kirche hatte noch keine Glocken.

Ähnlich homogen wie das Quartier selbst präsentierte sich auch die Schule. Ausser zwei jüdischen Schülern, die am Samstag nicht schreiben durften, fiel kaum jemand aus dem Rahmen. Kein Elternhaus zeichnete sich durch besonderen Reichtum aus. Man fuhr nicht ins Ausland und hatte unmittelbar nach dem Krieg auch noch kein Auto. Es dominierte der gut schweizerische Mittelstand. Niemand war Ausländer, niemand war farbig oder gar schwarz. Fremd klingende Namen trugen allenfalls jüdische Familien, aber auch die hiessen mehrheitlich Dreifuss, Goldschmidt oder Bloch. Muslime kannten wir nur aus den Märchen von „1001 Nacht“. Meinen ersten „Neger“, wie man damals noch ungeniert sagte, sah ich Ende der vierziger Jahre – eine kleine Sensation, auf die ich meine Mutter lautstark und mit ausgestrecktem Zeigefinger aufmerksam machte.

Alles, was wir für den täglichen Gebrauch benötigten, kauften wir in Wollishofen. Nach Zürich, in die Stadt, ging man höchstens am Samstag, und auch dies nur, wenn es grössere Anschaffungen zu tätigen galt. Zürich, die Stadt, erschloss sich mir erst, als ich zu den Pfadis ging, und später, als ich die Töcherschule, das Mädchengymnasium auf der Hohen Promenade, besuchte. Davor hiess mein Zürich Wollishofen und war eine sehr überschaubare und in sich geschlossene Welt. Die Brüche, die es auch damals schon gab, musste man kennen, auf den ersten Blick erschlossen sie sich nicht. Da gab es das Mädchen Maja, dem wir in der Pause „Stinkpatrone“ nachriefen, weil es streng roch, und da gab es den Buben Walter, der als dumm galt und deshalb in der hintersten Bank sitzen musste. Dass die beiden als Aussenseiter galten, weil die eine aus armen Verhältnissen stammte und der andere unehelich war, darauf mussten mich erst meine Eltern aufmerksam machen. Ausgrenzung wurde prak-

tiziert, geredet wurde darüber kaum. Dafür wussten wir haargenau, wer reformiert und wer katholisch war. Letztere wurden respektiert, restlos akzeptiert waren sie nicht.

Ähnlich verhielt es sich auch mit den Juden. Sie lebten zwar im Quartier, redeten Zürichdeutsch und schickten ihre Kinder auf öffentliche Schulen. Gleichwohl stand man sich eher fremd, in manchen Fällen sogar feindselig gegenüber. Wie mein Primarlehrer diesbezüglich dachte, erlebte ich, als er mir den Umgang mit einer jüdischen Mitschülerin verbieten wollte. Was es mit Antisemitismus auf sich hatte, erklärte mir daraufhin meine Mutter. Von meinem Vater erfuhr ich, dass der Turnlehrer der mich schikanierte, bei den Frönlern mitgemacht hatte. Und beide erzählten mir immer wieder, wie schwer es Juden – Flüchtlinge vor allem, aber auch Einheimische – während der dreissiger und vierziger Jahre in der Schweiz gehabt hatten. Vielleicht war dies der Grund, warum wir Vaters Hemden und Mutters Strümpfe noch immer in dem kleinen jüdischen Geschäft bei der Post Wollishofen kauften, obwohl die Sachen in den grossen Warenhäusern der Stadt längst günstiger zu haben gewesen wären.

\*\*\*

Das kleine Geschäft bei der Post Wollishofen gibt es schon lange nicht mehr. Auch die Papeterie hat zugemacht, und der Papagei im Merceriwarenladen hat längst das Zeitliche gesegnet. Die Bäckereien sind verschwunden – beide, die reformierte und die katholische – , und dort, wo ich einst im „Kino Morgental“ meine ersten Leinwandtränen vergossen habe, befindet sich jetzt ein Kiosk. Die Kirche auf der Egg, in der ich konfirmiert wurde, soll einer neuen Nutzung zugeführt werden. Die Gräber meiner Eltern und Grosseltern auf dem Friedhof Manegg sind schon seit längerem aufgehoben.

*Mein* Wollishofen existiert nicht mehr. Nur das Haus an der Rainstrasse, in dem ich aufgewachsen bin, steht noch, das Schulhaus, in dem ich die Primarschule besuchte, ebenfalls... Aber sonst? Im Tages-Anzeiger vom 29. August lese ich, dass in Wollishofen heute Kinder aus Albanien, Eritrea und Somalia zur Schule gehen, die kein Wort Deutsch sprechen und deshalb beim gemeinsamen Arbeiten im Schulgarten von speziell ausgebildeten Lehrkräften an die noch unbekannte Sprache herangeführt werden. Auf den Fotos sieht man Kopftücher, Rastazöpfchen und dunkle Kindergesichter, in denen sich der Stolz über selbst geerntete Karotten und Zucchini spiegelt: Bilder, wie man sie heute vermutlich in fast allen Schulhäusern der Stadt machen könnte. Dass sie in dem Fall aus Wollishofen stammen, macht sie für mich speziell. Nein, das ist nicht mehr *mein*, das ist ein anderes Wollishofen – nicht schlechter als meins, sondern einfach nur anders.

\*\*\*

Ähnlich wie mit meinem alten Quartier verhält es sich auch mit der Stadt als Ganzem. Sie ist mit den Jahren sehr viel unübersichtlicher geworden und hat viel von ihrer einst festgefügt Ordnung verloren. Meine Mutter wusste zum Beispiel noch ganz genau, wo man in Zürich wohnen konnte und vor allem, wo nicht: nicht in Örlikon, Seebach oder Schwamendingen, nicht in Leimbach und schon gar nicht in den Kreisen 4 und 5 oder im Seefeld, wo damals noch jene Damen verkehrten, von denen es hiess, sie machten das Trottoir.

Heute ist das Seefeld gentrifiziert und Züri-West hip, einst heruntergekommene Altbauten wurden teuer saniert, und was in den fünfziger Jahren noch der letzte Schrei war, gilt heute als spiessig. In Zürich hat sich in den letzten fünfzig, sechzig Jahren vieles verändert – und manches so schnell, dass man sich oft schon gar nicht mehr erinnert, wie es früher aussah. Die Veränderungen betreffen sowohl das äussere Erscheinungsbild wie auch die soziale Struktur der Stadt. Gebäude sind verschwunden und neue an ihre Stelle getreten. Vor allem im Zentrum haben alteingesessene Geschäfte wie Modelia oder Goldschmidt internationalen Ladenketten Platz gemacht. Wo einst Corrieri an der unteren Bahnhofstrasse teures Gemüse und Bianchi an der Marktgasse erstklassigen Fisch anboten, verkaufen jetzt Swarowski

Glitzersteinchen und Adidas Turnschuhe. Das Café Huguenin ist verschwunden, die Buchhandlung Waldmann hat dicht gemacht, und gäbe es nicht noch Weinberg, Sprüngli und Grieder, ich würde meine Bahnhofstrasse kaum mehr wiedererkennen.

Auch die unmittelbare Umgebung meiner alten Schule hat starke Veränderungen durchgemacht. Nicht nur, dass auf der Hohen Promenade jetzt Buben ein und ausgehen, ist für mich befremdlich. Ich trauere auch lieb gewonnenen Örtlichkeiten nach: der Buchhandlung Kellerhals am Pfauen zum Beispiel, wo wir in Wühlkästen erste Bekanntschaft mit deutscher Nachkriegsliteratur machten, oder dem Café „Maroc“ an der Rämistrasse, das der Schulleitung der Höheren Töchterschule als verrucht galt und uns deshalb als besonders verlockend erschien. In der Oberdorfstrasse vermisse ich die Buchhandlung Rohr, wo wir unsere Latein- und Griechischbücher bezogen, und in der Kirchgasse das Café „Turc“, das für uns höhere Töchter ebenfalls tabu hätte sein sollen – und es gerade deshalb natürlich nicht war. Wäre da nicht noch die Bäckerei Vodin, wo wir unser Pausengebäck kauften, oder das Restaurant „Karl der Grosse“, wo ich im Service mein erstes eigenes Geld verdiente, ich würde mir auch in dieser einst so vertrauten Gegend Zürichs allmählich ein wenig fremd vorkommen.

Das alles heisst aber nicht, dass es mir in *meinem* Zürich nicht mehr gefällt. Genau wie *mein* Wollishofen ist auch *mein* Zürich nicht schlechter, sondern einfach nur anders geworden. Mir gefällt, dass man heute überall im Freien sitzen kann und in den Lokalen nicht schon um 23 Uhr die Stühle hochgestellt werden. Mir gefällt der bunte Mix an kleinen Läden, die im Niederdorf, hinter dem Hauptbahnhof oder in Zürich-West entstehen und manchmal leider auch schnell wieder verschwinden. Mir gefällt das Strassenbild in der Innenstadt, das in den letzten Jahren, vor allem im Sommer, immer internationaler und multikultureller geworden ist. Mir gefällt die Vielfalt der Gesichter und der Sprachen, die einem im Vorübergehen begegnen. Dieses Phänomen kannten wir früher nur aus London, Paris oder New York. Nun ist es auch in Zürich Realität geworden.

Und dafür sind beileibe nicht nur die Touristen verantwortlich, die aus aller Herren Länder in die Stadt an der Limmat strömen. Auch die Wohnbevölkerung selbst ist in einem Masse durchmischt, wie wir dies früher nicht für möglich gehalten hätten. Einwanderer aus 169 Ländern, so war im März dieses Jahres einem Artikel des „Tages-Anzeigers“ zu entnehmen, lebten zur Zeit in der Stadt Zürich, und fast ein Drittel aller Einwohner hätten keinen Schweizerpass. Nur einmal, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, lag der Ausländeranteil mit 34 % höher als heute, während er in meiner Kindheit, um 1950 herum, gerade mal 7% betrug. Inzwischen ist er stetig gestiegen und hat mit 32% einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Dass er in manchen Quartieren, etwa in Schwamendingen oder der Hard, mit plus/minus 40% weit über dem Durchschnitt, in anderen Vierteln, wie zum Beispiel meiner alten Heimat Wollishofen, mit nicht ganz 27% um einiges darunter liegt, trägt viel zur jeweiligen Befindlichkeit der Wohnbevölkerung in den einzelnen Quartieren bei. Zusammen mit den unterschiedlichen Formen der Gentrifizierung – gut verdienende Ausländer verdrängen weniger gut verdienende Schweizer bzw. besser verdienende Schweizer verdrängen schlechter gestellte Ausländer – dürften hier die Hauptgründe für die strukturellen Veränderungen in den einzelnen Stadtteilen zu suchen sein.

\*\*\*

Wer, wie ich, in den vierziger und fünfziger Jahren gross geworden ist, hatte Gelegenheit, den Wandel Zürichs zu einer pluralistischen und multikulturellen Stadt aus eigener Anschauung mitzuerleben. Die Veränderung kam nicht plötzlich, sie erfolgte in Schüben. Erst waren es die italienischen Gast- oder Fremdarbeiter, wie sie damals noch hiessen, die im Stadtbild ihre Akzente setzten. Sie kamen mit grossen Koffern, die von Schnüren zusammengehalten wurden, traten gerne in laut gestikulierenden Gruppen auf und wurden, da es sich meist um lebensfrohe junge Männer handelte, von der einheimischen Bevölkerung mit Misstrauen beäugt. 1956 dann kamen Ungarn in grosser Zahl, später, 1968, die Tschechen: Flüchtlinge beide, die der kommunistischen Zwangsherrschaft entronnen waren und deshalb mit offenen Armen empfangen wurden. Weit weniger willkommen hingegen waren die Chilenen, die nach

dem Sturz Allendes, 1973, in der Schweiz Zuflucht vor dem Pinochet-Regime suchten. Und vollends ablehnend stand man zunächst den Tamilen gegenüber, von denen es hiess, sie seien hinter unseren Mädchen und Frauen her. Heute sind sie in der Gastronomie und im Pflegebereich unentbehrlich und gelten als Musterbeispiele einer geglückten Integration. Ambivalent hingegen stehen Teile der Bevölkerung nach wie vor den Zuwanderern aus dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien gegenüber, die, wenn sie nicht gerade Tore für schweizerische Fussballclubs schiessen, manchen noch immer als schwierig und wenig integrationsbereit gelten. Ja, und dann sind da seit einiger Zeit noch die Deutschen, die sich, gut ausgebildet und gut verdienend, hier niederlassen und bei jüngeren Schweizern bisweilen Minderwertigkeitsgefühle, bei älteren hingegen ungute historische Reminiszenzen auslösen.

Italiener, Tamilien, Bosnier, Türken und neuerdings Eritreer – sie alle haben ihre Sitten, ihre Kultur und ihre religiösen Vorstellungen mit nach Zürich gebracht und die Stadt damit von Grund auf verändert. Ob diese Veränderung als positiv oder als negativ empfunden wird, hängt wesentlich von der jeweiligen Einstellung gegenüber dem Fremden ab. Manche, vor allem ältere Zürcherinnen und Zürcher, sagen, sie fühlten sich nicht mehr zuhause in ihrer Stadt. Andere wiederum empfinden die ethnische Vielfalt der Bevölkerung als Bereicherung. Ich zähle mich, trotz meines fortgeschrittenen Alters, eher zur zweiten Gruppe und möchte deshalb aus persönlicher Sicht das Fragezeichen hinter dem Titel der heutigen Tagung dick unterstreichen. Klar, ich habe von einschneidenden Veränderungen in unserer Stadt gesprochen. Ich habe gesagt, dass ich mir einst vertraute Gegenden bisweilen kaum mehr wiedererkenne. Aber ich fühle mich deshalb noch lange nicht fremd in der eigenen Stadt. Zürich ist nicht mehr die Stadt meiner Kindheit, Zürich hat sich verändert, es ist nicht unbedingt besser, aber auch nicht schlechter geworden, Es ist einfach nur anders.

Der Ehrlichkeit halber muss ich allerdings hinzufügen, dass ich nicht in einer Gegend wohne, in der Einheimische und Zugewanderte auf engstem Raum zusammenleben und es deshalb leicht zum Streit um Treppenhausreinigung, Waschküchenbenutzung, Lärm oder Essgewohnheiten kommt. In dem grossen Gebäude am Mythenquai, wo ich lange Jahre wohnte, war der Ausländeranteil zwar überdurchschnittlich hoch, aber die Ausländer waren keine Gastarbeiter und keine Flüchtlinge aus Krisengebieten, sondern Kulturschaffende und Kaderleute führender Finanz- und Wirtschaftsunternehmen der Stadt. Und auch jetzt, in Mänedorf, wohin mein Mann und ich vor vier Jahren gezogen sind, sind die ortsansässigen Ausländer gut integriert und fallen nicht weiter auf.

Würde ich anders reden, wenn ich anderswo wohnte? Schwer zu sagen, ich weiss es nicht. Einstweilen kann ich einfach nur sagen: Ich fühle mich in Zürich weder fremd noch bedroht. Ich fühle mich in Zürich zuhause und verfolge die soziokulturellen Veränderungen mit wachem Sinn und grossem Interesse. Besonders positiv nehme ich die vielen sog. Secondas und Socondos in Geschäften und Dienstleistungsbetrieben wahr. Sie wirken auf mich meist hoch motiviert und zuvorkommend. Ich spüre, dass sie sich durchsetzen und es zu etwas bringen wollen. Das gefällt mir, und ich meine, es könnten sich manche von unseren eigenen jungen Leuten an ihnen ein Beispiel nehmen. Ähnliches habe ich mit der Frau aus erlebt, die bei uns in unserer Zürcher Wohnung sauber machte. Was diese Familie aus dem Kosovo an Leistungswillen und Durchsetzungsvermögen an den Tag legt, imponiert mir, und ich frage mich, ob ich je zu einer solchen Integrationsleistung fähig gewesen wäre. Und schliesslich sind da noch all die Frauen und Männer, die unsere Krankenhäuser und Pflegeeinrichtungen am Laufen halten. Wer einmal Gelegenheit hat, ein paar Tage in einem Zürcher Spital zu verbringen, und sich dabei die Zeit nimmt, das Pflegepersonal aus aller Herren Länder nach Herkunft, Kultur und Religion zu befragen, wird hinterher mit anderen Augen durch das multikulturell gewordene Zürich gehen.

Gewiss, es gibt Konflikte, wenn Menschen unterschiedlicher Sprache und Kultur miteinander auskommen müssen. Ich will das nicht klein reden. Ich weiss, wie schwer es Lehrer in Schulen mit mehrheitlich fremdsprachigen Kindern haben. Ich weiss, wie angespannt die Atmosphäre in manchen ethnisch stark durchmischten Wohngebäuden ist. Und ich weiss auch,

dass es unter den Migranten faule, aggressive und bisweilen sogar kriminelle Elemente gibt. Aber gibt es die unter unseren alteingesessenen Mitbürgern nicht auch?

Woran es liegt, dass manche Menschen – nicht nur ältere – Angst vor allem Unbekannten und Fremden haben, andere hingegen offen und entspannt damit umgehen, kann ich auch nicht mit Sicherheit sagen. Und ich weiss auch nicht, warum ich relativ frei davon bin. Vielleicht hat es mit meiner ausgeprägten Neugierde zu tun, sicher mit meiner Erziehung und vermutlich auch damit, dass ich in gesicherten Verhältnissen lebe und mir meiner eigenen kulturellen Identität einigermaßen gewiss bin. Ob das allerdings als Erklärung ausreicht, weiss ich nicht. Letztlich kann ich halt nur von mir selbst reden und auf Grund *meiner* Erfahrungen sagen: Mir gefällt es in Zürich, ich fühle mich nach wie vor heimisch hier, auch wenn die Stadt längst nicht mehr *die* Stadt ist, die ich in meiner Jugend gekannt habe. Wie denn auch? Auch eine Stadt ist ein lebender Organismus, der einem ständigen Werden und Vergehen ausgesetzt ist. Andernfalls wäre er tot – oder ein Museum. Das besuchen wir zwar ab und zu gerne, darin leben aber möchten wir nicht.